

Ueber die Wagnermanie, welche jetzt in Frankreich in die Mode gekommen, bringt der pariser „Gazette“ folgenden treffenden Bericht: Man erkennt den Wagnerianer à la mode, meint er, an dem Siegfriedsmantel, das ihm in behäbiger Größe als Kravattenmodell dient, an der Sakisquilt-Modifikation des heiligen Gral, die seinen Spazierstock frönt, an dem Ring des Nibelungen aus echtem Nibelgold, der seinen Finger schmückt, an dem Vornenkelchen als Uhrkette und dem Wurm Feiner, der seine Nankenschenkelstiele stier. Heimgekehrt taucht er seine Frau Nibelde, seine Geliebte Brünhilde, sein aml Alfons wird zum Tristan, seine Knausbüden verwandelt sich in Walküren oder Blumenmädchen, und ihm selbst, dem Wagner-Enthusiasten, klebt gewöhnlich die Rolle des Königs Marke vorbesten. Von Musik versteht er im besondern nicht eine Note, und dergleichen müht er sich, einige Sicherheit in der Unterzeichnung der einzelnen Leitmotive, die als Definitiv sein Vortragspart schmücken, zu erlangen. Sein Heimgedächtnis besteht aus größten Theile aus (unangenehm) Paritäten Wagner'scher Werke, abstrakten Leitfäden, Fahren und Wegweisen durch Wagner's Musik und deutlichen Sprachschindern, von denen er nicht ein Wort versteht. Besondere Kennzeichen: Er fehlt nie bei einer Aufführung von „Parsifal“ und seine Lieblingsstücke sind Parsifal, die Nibelunge und „Wib Helwig“.

Sonderbare Weltreisende. Vor einigen Monaten besuchte ein amerikanischer Journalist ohne Geld in der Tasche eine Weltreise zu unternehmen; er gelangte jedoch nur bis Berlin, wo er als Vagabund eingekerkert und später ausgewiesen wurde. Sein Beispiel hat jetzt Nachahmung gefunden. Ein 19-jähriger Mensch, namens Sven Birén, hat es von Kopenhagen aus unternommen, unter gleichen Bedingungen eine Reise um die Welt anzutreten, jedoch nicht zum Antrage einer Wette, sondern um seine Resilienz zu beschreiben. Die Reise soll über London, New York, Chicago, San Francisco nach China, Indien, Nordafrika und durch Mittel-Europa zurück nach Kopenhagen gehen. Seinen Lebensunterhalt bezieht der junge Mann sich durch eheleiche Arbeit jeder Art zu verschaffen. Um nicht dem gleichen Schicksale wie der erwähnte amerikanische Journalist ausgesetzt zu sein, trägt er für alle Fälle einen sichern Wechsel über 25 Tlrl. bei sich. — Die Reise von Kopenhagen nach London hat Birén als Matrose angetreten.

Von den 109,000 Lokomotiven, welche gegenwärtig auf der Erde fahren, sagt „Iron“, kommen auf Europa 63,000, auf Amerika 40,000, auf Asien 3300, auf Australien 20,000, auf Afrika 700. Von den europäischen Lokomotiven befinden sich 17,000 allein in Großbritannien und Irland, 15,000 in Deutschland, 11,000 in Frankreich, 5000 in Österreich-Ungarn, 4000 in Italien, 3500 in Rußland, 2000 in Belgien, 1000 je in Holland und Spanien, 900 in der Schweiz und die übrigen in den andern europäischen Ländern.

Kindermord. Die vierjährige Gertrud fragt: Mutter, kommen die Cholerafakten auch in den Himmel? Mutter: „Weshalb sollten sie denn nicht?“ Gertrud: „Aber dann werden ja die Engel angehehlt!“

Geschäftlich. Commis: „Kann Ihnen nichts geben, der Prinzipal ist nicht da.“ Bettler: „Großartig; ... schließlich muß doch noch ein Wis schicken!“

Auch ein Grund. Maler: „Wünschen Sie Ihr Bild in Del gemalt, mein Fräulein?“ — „Hässi!“ — „Ja, aber in Provençers-Öl, meine Mama war eine Französin.“

Litterarische Plaudereien.

Von A. B.

Wilhelm Jensen gehört nicht nur zu unsern bestbelehrteten Novellenbüchern, sondern auch zu unsern besten. Bei der Fülle seiner Gaben und der Tiefe seiner künstlerischen Bildung kann er viel, sehr viel schreiben, ohne doch von der Höhe eines vornehmen Schriftstellerthums herabzusinken. Auch die jüngsten seiner Novellen haben den vornehmen Charakter, den Reichthum des Wortes und den Formreichtum und Takt, jene negative, aber doch so wertvolle Gabe, die allein vor dem Hinabsinken ins Triviale schützt, wenn auch nicht alle drei Geschlechten an Werth einander gleich stehen. Zwei von den Novellen, um die es sich hier handelt, sind unter dem Titel „Ueber die herangegeben“ Berlin, Verlag von Emil Felber, nächste herausgegeben. Der rote Schirm. Die Novelle hat einen virtuosenhaften Zug. Die Kunst des Dichters soll uns etwas glaublich machen, was von vornherein nicht recht glaublich ist. Ein junger Offizier hat sich Urlaub geben lassen, um einige Wochen einer Dame, die er liebt, nahe zu sein. Auf einhundert oder doch zum Theil einzelnen Spaziergängen entwickelt sich die Gemüthsbeziehung beider so weit, daß man jeden Augenblick eine Liebeserklärung erwartet. Sie wird theils vom Zufall, theils von einer Dame hinausgeschoben. Nach einem gemeinsamen Morgen-ausflug geht der Held der Geschichte theils allein zu einer Mutter hinan, um einen Handschuh zu holen, den seine Melissa hat liegen

lassen. In Steinmetz Alfred ist inswischen die Erinnerung an eine frühere Geliebte lebendig geworden. Da seine Dittima — so hat er sie nach Höflichkeit vergeblicher Geliebten genannt — hat das früh an der Schwindsucht hingestorbene Mädchen ihn verloren geliebt? In der Ruine auf einer Bank sitzend fühlt er sich förmlich ermatet, er geräth in einen Zustand der Traumbefangenheit — doch wohl nicht durch den Duft einer Orchidee? Sein Zustand steigert sich bis zum Visionären. Man glaubt eine Tied'sche Novelle zu lesen. Endlich, wieder im Thal angelangt, liest er auf einem Kirchhofe den Namen der früheren Geliebten, und nach einigen Tagen, die mit wunderlichen halb nervösen, halb geistigen Sinsünden erfüllt sind, schreibt er der lebenden Geliebten ab, um der Todten zu leben. Wie empfangen den Eindruck, der Geld unserer Novelle müßte ein ausgedehntes Objekt für die Einwirkung des Hypnotismus sein. Aber kann ein Mann von so nervöser, ja vielleicht hysterischer Natur sieben Jahre Offizier, und doch wohl ein tüchtiger Offizier sein?

Auch „Im göttlichen Hause“ behandelt ein von der Heerstraße abliegendes Problem, aber kein phantastisches. Die „Abernacht“ ist hier die Liebe, die in den Herzen zweier vermeinter Stiefgeschwister erwacht. In Der Erzähler entdeckt diese Neigung, die beide nicht nur ändern, sondern auch sich selbst zu versehen befreit sind, und führt die glückliche Lösung herbei, indem er ermittelt, daß die beiden gar nicht verwandt sind und somit ihrem Liebesglücke nichts im Wege steht. An Feinheit der Seelenmalerei, die doch niemals die Grenze übergriffen, welche die Kunst der psychologischen Analyse zieht, nicht die höchste Stelle so hoch, daß man sie neben die besten Stürmischen Novellen stellen darf.

Die dritte der neuen Zeitschriften Erzählungen gehört einem Sammelwerk an. Bei dem oben genannten Verleger erscheinen in sehr hübscher Ausstattung „Moderne Novellen“. Das erste Heft des ersten Bandes enthält als erste Erzählung Jensen's „Im Frühling'swalde“. Die Richtung ist außerordentlich art gehalten und von beständiger Lieblichkeit. Die Novelle enthält Andeutungen einer Scene, wie sie Birgit mit dem berühmten Spalancam Dido dux et Trojanus andem devenere“ einleitet und zur Hälfte abmadt. Der Dichter hat auch gewisse Züge nicht vermieden, die das Geschehene natürlich und entscheidbar erscheinen lassen, und doch schneidet über der Darstellung der edle Geist der Menschheit. Ein wunderbarer Zufall — der Leser kann es auch eine wunderbare Fügung nennen — führt nach einer Reihe von Jahren den Helden der Erzählung mit einem Mädchen wieder zusammen, daß er so lange vergeblich geudt hat, um sein Unrecht zu machen und für sie und sich das höchste Glück zu gewinnen. Er hatte Briefe geschwehelt mit der Schwägerin eines Freundes, wie er meinte, aber das junge Mädchen aus dem Frühling'swalde hatte für jene Dame die Briefe geschrieben, und als er in seinem Schuldgefühl auf jenen Vortrag hingedeutet, auch ihrerseits in äußerster Anbitterung von einem ihr Leben beschütten den Ereigniß gebrochen. Jetzt findet er die unbekante Geliebte als Gada, die Freundin seiner Freundin, wieder, in einem Frühling'swalde, und für beide beginnt ein neues, ein dauerndes Frühling'sglück.

Dasselbe Heft enthält A. Meinhards „Auf dem Heimwische“, eine der vielen Geschichten von Trüben, der einem Eheglück verhängnisvoll zu werden droht. Die Novelle ist gut geschrieben und daß sie nicht tragisch endet, wo die Nothwendigkeit eines tragischen Ausganges nicht vorliegt, ist geradezu ein Vorzug. Bd. II wird als verpackt bezeichnet. In Bd. III trägt A. B. Schulz in seiner „Arbeiter“ die Farben zu Haut auf. So brutal wird sich keine nur einigermaßen kluge Frau am Sterbende ihres Gatten benehmen, wenn der Mann, der sie liebt, und den sie als einen Mann von Gemüth und Ehre kennt, neben ihr steht. Besser ist Sactorius' „Dmitri“, eine russische Geschichte von glücklicher Anlage und guter Kolore. Dasselbe kann man auch von der „Marzava-Nixe“ desselben Verfassers nehmen. Dagegen kann „Helga-Land“, eine Geschichte ohne Pointe, keinen Werth beanspruchen und gar ein „Fragmen“ zu schreiben ist ein ebenso großer Unfug, wie eine Novelle zu bauen.

Schiller: In einer Felleinleit. Elsa, finde ich mit dem Trojener dich zusammen.“

Eingegangene Bücher. Weisprechung nach Ausmaß vorbesten:

Gründung des deutschen Reiches 1859-1871. Von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig, C. E. W. Pfeifer, 1892. Der Stern von Moskau. Roman von A. Warby. Berlin, 1893. D. Janke. 5 M. Im Geiste Ludwigs XIV. Historischer Roman von Max Ray. Berlin, 1893. D. Janke. 5 M. Italienischer Salat. Märchen Welches aus dem Lande der Giganten aufgeführt von D. Star Julinus. Berlin, Richard Wilhelm's Verlag. Das muntere Jahrhundert. Ein Humoreskenstrauch von Karl Pröll. Berlin, Richard Wilhelm's Verlag.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

[3]

Ebbe und Fluth.

Eine Geschichte vom Strande. Von F. Meister.

Inszwischen wurde es immer dunkler. Nach und nach kamen noch mehr Leute zum Strande, die ebenfalls ängstlich auf die Rückkunft bekamter Fahrzeuge warteten. Alle sah die Besorgniß derselben, und ihre eigene Angst nahm zu; sie verarg dieselbe jedoch, indem sie, fest an Jordie's Arm geklammert, schnell auf und ab lief, mit Bekannten Grüsse austauschte und ihnen mit befehrer Stimme ermunternde Worte zurief. Dabei neigte der himmelgläubende Schaum der Brandung ihre bleichen Wangen und slog ihr beizend in die Augen.

„Einige von unsern Leuten sind hinaus zum Fischer,“ sagte einer von Jlie's Bekannten, und wir erwarten sie jetzt nicht ohne Besorgniß. Was meinen Sie, Herr Romili, ist da draußen wirklich Gefahr?“

„Na, ich bin jetzt lieber hier auf festem Boden,“ antwortete der Befragte, „als in einem von den Tüpfeln, die sie hier Boote nennen, da draußen in dem Sturm. Aber Gefahr ist dabei weiter nicht.“

„Sie ängstigen sich gewiß um Lucian, Fräulein Jlie?“

„Um Lucian?“ entgegnete Jlie schmeppisch. „Ich glaube kaum, daß er erst Steuermann der Bark Josephine geworden ist, um gleich darauf in der Wölbe unterzugehen!“

„Aber, der im schwersten Sturm am das Kap Horn gekommen ist, wird auch wohl in solch' einem Wischen Wind seinen Weg um unsere Sandbank herum finden.“

Ein ankommenndes Boot ramte in diesem Augenblick weiter unten auf dem Strande. Jordie und Jlie sprangen athemlos herzu. Es waren die Fischer, sie hatten draußen ein geteimes Fährzeug gefehen.

„Aberweens Boot?“

„Nein, eines von drüben; der Albatros.“

Jordie zog Jlie mit sich fort. Sie gingen auf und ab — auf und ab, und jedes Mal eine längere Strecke als zuvor, bis sie sich endlich auf einen Landvorsprung befinden, hinter welchem das Wasser verhältnißmäßig ruhig war.

„Du hast doch dem Feuerzeug bei dir?“ Und sie begann eifrig die Stüchden Treibholz zusammenzulegen, welche überall in Massen herumlagen, während Jordie eben so eifrig Pflanzen und Baltenstücke herbeischleppte, die von den Hochfluthen weit auf den Strand hinaufgeschpült worden waren und von dem gewöhnlichen Hochwasser nicht wieder weggeschwemmt werden konnten. Dann breitete sie ihren Mantel schützend gegen den Wind, und Jordie zündete ein Feuer an, das nach zehn Minuten sturmgepeitscht mächtig in die Nacht hinausloberte und seinen gluthrigen Schein über die empörten Wogen ausgoß.

„So,“ sagte Jordie, „das ist ein Feuer, das den Booten da draußen wohl erzählen wird, wie sie die Brandung zu meiden haben. Für Lucian Vanderveen ist das Signal überflüssig; denn der kennt jeden Wassertropfen diesseits der Sandbank bei seinem Vor- und Zurück.“

III.

Jlie stand mit herababhängenden gefalteten Händen und voll beleuchtet von der rothen Gluth da; einige Schritte hinter ihr Jordie. Beide blickten angestrengt hinaus in die Sturmnacht. Nach und nach sammelten sich auch die andern am Strande nachhaltenden Leute um das Feuer, und da jeder einzelne nach Kräften zu dessen Unterhaltung beizug, so strömte es immer mächtiger auf den Hügel des Sturmes dahin, sendete glühenden Funkenfeuer in die Finsterniß und verwandelte die tosende Brandung in ein Meer hochobten Blutes.

Plötzlich richteten sich aller Augen auf ein helles, schimmerndes Glimm, das leuchten aus dem nachtschwarzen Vorhang herausgetreten zu sein schien, der das Gebiet des Feuers von der darüber hinausliegenden Finsterniß trennte. War es ein

Segel? War es nur ein gewaltiger Wogenkamm? Es näherte sich schnell, rührte sich im Schein des Feuers, nahm bestimmte Form und Gestalt an; es hob und senkte sich, jetzt oben auf einem Wogenkegel, jetzt unten in einer Wasserflucht, einen Augenblick von der Fluth verhöhen, im nächsten wieder auftauchend; es wart den geklüfteten Gicht rechts und links bei Seite, schoß heran und pflügte knirschend und in allen Jagen frachend den Sand des Strandes.

Ein lauter Ruf des Willkommens erhob sich.

„Das war ein braves Stück!“ rief Jordie.

„Mein Gott! Es sind zwei — sie bringen ihn!“ schrie Jlie und verarg ihr Gesicht an Jordie's Schulter. Er schlang seinen Arm um sie, da es ihm schien, als wolle sie niederstürzen. Niemand hatte ihren Schrei vernommen; alle aber sahen, wie sie sich an Jordie anhängelte. Auch Lucian's brennendes Auge lag es. Gleich darauf löste seine Stimme laut und laudend in ihr Ohr. Allerdings sprach er nicht zu ihr, sondern zu den Umstehenden. Der gute Doktor aber klopfte ihr auf die Schulter, hob ihr schredensbleiches Gesichtchen empor und lachte sie an.

„Was geht's, Fräulein Jlie, sind wir des Aufsehens nicht werth? Kommen Sie, nehmen Sie meinen Arm; wir sind Fleisch und Bein und munter und gesund.“

Jlie fuhr auf und sah sich um, dann erröthete sie und küßte sich leiser in ihren Mantel.

Wo ist Lucian, Herr Doktor? flüsterte sie.

Doch der Doktor hörte in dem Sturm ihr Flüstern nicht und fuhr fort: „Sie wundern sich, daß ich wieder hier bin? Ja, die Wahrheit zu gestehen, immer junger Freund hier hatte mich schon bei der Abfahrt etwas ängstlich gemacht. Ich werde auf meine alten Tage keine Wasserratte mehr, das sehe ich schon. Als der Sturm immer mehr zunahm, da hat ich Herrn Vanderveen himmelhoch, zu wenden und wieder vor dem Winde zurückzulaufen.“

„Ja, Doktor, sonst wären wir jetzt schon lange drüben“, sagte Lucian, der seihen herantam.

„Ja wohl, drüben im Jenets, daran zweifle ich nicht im mindesten“, entgegnete der Doktor lachend.

„Nun fängt es auch noch an zu regnen“, rief Jlie, als ob weiter nichts vorgefallen wäre. „Herr Doktor, können Sie laufen? Ich werde sonst durch und durch naß!“

„O, Sie kleine Selbstsucht!“ entgegnete der Befragte. „Und wir, Lucian und ich, haben schon längst keinen trocknen Faden mehr auf dem Leibe!“ — Halt, halt! So, so! Ich kann nicht mehr! Sie müssen bedenken, daß ich nicht Ulysses bin, der die Winde alle im Saak hatte!“

Endlich war das Haus erreicht. Im Kamin brannte ein mächtiges Feuer. Nachdem die Wittve ihren Sohn mit zitternden Händen unarmt hatte, zogen die durchnästen Seefahrer sich zurück, um die Kleider zu wechseln. Der Doktor erschien in einer Jacke Lucians, in der er fast ganz verschwunden.

„So, Lucian,“ sagte Jlie. „Sie meinte doch, du würdest das Wiederkommen ganz verzeihen.“

„Ich jagte dir ja, daß ich zur Nacht zurück sein würde“, antwortete er.

„Lucian hält stets sein Wort“, bemerkte Jordie. „Wenigstens stets, wenn es zu dem Zwecke gegeben wurde“, sagte Lucian, indem er Jlie fest anblickte. „Das junge Mädchen stand plötzlich wie mit Blut übergoßen; dann entgenete es schneppisch: „Ich halte nie mein Wort; denn ich gebe es nie!“ Und Jlie buchte zur Thür hinaus.

„Hör', Jordie,“ sagte Lucian, „ich werde leben, ob ich noch eine trockne Jacke für dich habe; geh' indessen und zieh dich die Siebenmeilenstiefel ab.“

„Du hast recht,“ antwortete Jordie und blickte nieder auf die Stiefel, welche ihm bis an den Leib hinauf gingen. „Ich hatte

schon ganz vergessen, daß ich noch Aniegeleute habe; ich komme mit mir vor eine ganze Schwadron schwerer Kavallerie in seinen Reichthümern. ... Na Mutter Hammer, — hier öffnete er die Stuben Thür und zeigte der Wittve sein köchelndes Gesicht — „Sie haben heute auch mehr Gäste, als Sie erwarnten.“

Wenn noch irgend etwas Frau Hammers feindselige Stimmung gegen Lucian's neckischen Freund erlöschen konnte, so war es diese Bemerkung; es fiel ihr aber in den Augenblick keine Entgegnung ein, die scharf genug gewesen wäre, und so begnügte sie sich mit der mürrischen Bemerkung: „Je mehr, je besser.“

„Das ist vernünftig, Mutter Hammer, so gefallen Sie mir.“ Damit zog er draußen seine Stiefeln ab und wusch sich die Hände in der Regenwasserfontäne. Dann kam er wieder herein. „Werden wir denn auch genug Sandpfeifer haben?“ fragte er, ging schnurstracks zum Herd, nahm den Deckel vom Topf und lugte mit langem Halse hinein.

„Wißt du da fort, du Püthenker!“ rief die Wittve in hellem Aergern. „Wächstst du nicht lieber auch gleich kochen?“

„Ach, wie gern, Mutter Hammer!“

„Na, warte, ich will dir den Köffel dazu geben!“ Und die Wittve eilte mit hochgehobener Kelle auf den jungen Semmann zu, der ihrem Schloße geschickt austrück und dann lachend hinausfragte.

„Sie saß in ihrem rothfarbenen Hauskleidechen am Kamin. Jordie setzte sich dicht neben sie und begann: „Ich habe niemals eine bravere Bootsfahrt gesehen, als die von heute abend. Wie elegant unser Lucian die „Möwe“ auf den Sand setzte!“

„O, ich habe in dem Augenblick gar nicht hinschauen können,“ antwortete Jse.

„Und warum nicht?“ fragte Jordie, indem er seine Hand auf die ihre legte und ihr in das Gesicht sah.

In diesem Augenblicke erschien Lucian in der Thür, sein Blick fiel auf die beiden, und ein düster drohendes Feuer loderte in seinem dunkeln Auge. „Setzt ihr dir wärmer als vorhin, Ise, wie ich sehe,“ sagte er, indem er die Thür hinter sich schloß.

„Ja!“ war die kurze Antwort.

Der Doktor sah sie an. Er sah, daß bei einem einzigen Werten Worte unsehbar ein Strom von Thränen aus ihren Augen brachen mußte. Lucian warf noch einen Blick auf sie; dann holte er einen Kasten herbei und begann seinem Gaste eine Menge von Musikeln und andern Seltsamkeiten vorzulegen und zu erklären, die er von den Südseeinseln mitgebracht hatte. Hierbei schien er sich ebenso zu vertiefen, wie der aufmerksam lauschende und bewundernde Doktor, der, als er zum Abendbrot gerufen wurde, erst noch die ganze Reihe von Ovalehiti nach Ullergund zurückzulegen hatte, wie er sagte.

„Nun, Doktor,“ sagte Frau Hammer, als alle um den Tisch saßen, „ich habe noch gar keine Zeit gehabt, um mich nach Ihrer Bootsfahrt zu erkundigen.“

„Draußen auf der andern Seite,“ warf Jordie ein, „wird wohl jetzt jemand ängstlich im Zimmer auf und ab laufen und jede halbe Minute zum Fenster hinaussehen; wir sind

besser daran, wir haben den Herrn Doktor warm in unserer Mitte.“

„Meine Frau ist ein starker Charakter,“ antwortete der Doktor. „Was aber die Bootsfahrt anlangt, so werde ich mich stets derselben gern erinnern. Aber ich bin es doch wohl meinen Nerven schuldig, daß ich morgen zu Wagen um die Bucht herum nach Hause fahre.“

„So lange Lucian am Herd sitzt, habe ich keine Furcht,“ sagte die Wittve.

„Ja,“ erwiderte der Doktor, „ich kann es wohl sagen, so oft ich seinen Kopf sich scharf von dem schneeigen, phosporisch leuchtenden Wogenschaume abheben sah, war mir's, als sei ein junger Meeressäuger emporgestiegen, um mich sicher ans Land zu bringen.“

„Du, Bubenweib, hörst du es wohl?“ fragte Jordie.

„Halte dich lieber an die Sandpfeifer,“ antwortete Lucian, „sonst bleibt nichts mehr für dich übrig; ich habe heute einen Hunger wie ein Hai.“

„Nun, nun, Lucian, jedem das Seine.“

„Du kommst etwas spät zu dieser Einsicht, Jordie,“ sagte Lucian mit seltsamer Betonung und düster aufleuchtendem Blick.

Jordie starrte ihn einen Augenblick erstarrt an, und der Doktor kam innerlich zu der Ueberzeugung, daß Lucian für einen so hungerrigen Menschen eigentlich herzlich wenig esse.

„Ohne Jordie's Feuer aber wäre dir die Landung kaum so gut gefallen, Lucian,“ bemerkte die Wittve.

„Haha,“ lachte Jordie, „so ist's recht; man muß selbst dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen!“

Er wußte sehr wohl, daß Frau Hammer ihn haßte, und kannte auch den Grund hiervon.

„Ja, das muß wahr sein,“ sagte Ise, „Jordie schleppte die Pflanzen und Rumpelherb zu, als seien's nur Splitter. Ich glaube, er hat ein ganzes Wrad verbrannt.“

„Der alte Kauf der Welt,“ philosophirte der Doktor. „Die brennenden Trümmer von anderer Leute Glück zeigen uns, die wir im Dunkeln tapeln, den rechten Weg.“

„Sahst du ihn nicht, Lucian,“ fuhr Ise fort, „wie er inmitten der ängstlichen Leute am Strande stand, wie ein Fels in der Brandung? Wie er die Zimmernden beruhigte, ihre Boote für sie entdeckte, und dabei noch dafür sorgte, daß die Weiber nicht ins Feuer liefen?“

„Nein, ich sah nur dich,“ antwortete Lucian.

„Und wie sah ich aus?“ fragte sie.

„Wie ein Glühwürmchen,“ antwortete er lächelnd. Und später, als der Doktor den jungen Mann näher kennen gelernt hatte, pflegte das Lächeln derselben ihn stets an den gelbigen, warmen Herbstsonnenstrahl zu erinnern.

„Nun, ganz so klein bin ich doch wohl nicht,“ schmolte Ise.

„Nein, aber eben groß genug, um eines Mannes Herz auszufüllen,“ sagte Jordie und begann gleich darauf mit großer Geschicklichkeit aus dem zur Hand stehenden Arbeitsstücken der Wittve Scheren, Federmesser, Nadelbüchsen und Fingerhüte zu verschlingen, um diese Dinge sodann zur allgemeinen Ueberraschung aus Lucian's Kermel wieder zu Tage zu fördern.

(Fortf. folgt.)

### Völkerstranken.

Novelle von Heinrich Volkrat Schumacher.

„Wer kann's ändern!“

„Wer!“ rief der andere erregt und hob sich in seinem Sessel hoch empor, während sein feingehäutetes, fluges Gesicht in flammender Begeisterung aufleuchtete. „Wer? Wir alle können's ändern! Sorgen wir nur dafür, daß die wahre Bildung, die Festigung der Charaktere in der rein menschlichen Pflicht auch von der großen Menge des Volks begriffen und angenommen wird, und, bei Gott, wir werden das Herrliche erleben, daß sich die Menschen von Volk zu Volk über die eigentlich nur eingebildeten Schranken der Nationalitäten und Nation hinweg die Brüderhände reichen zur Bekrönung eines ewigen Friedens!“

„Aus Ihnen spricht lebt nicht der Soldat, Waldeck, sondern der Gelehrte. Ich fürchte nur, daß die gewiß großartigen Theorien niemals sich in die Praxis werden umsetzen lassen.“

„Sagen Sie das nicht, Freund! Hat denn dieser Krieg in unserm Deutschland nicht schon ähnliches gesehelt? Bayern, Württemberg, Sachsen, all die kleinen Völkerstämme, die Preußen eben noch so feindselig gegenüberstanden, sie geben

[2]

Am Waldesraume entlang ritt vorwärts eine kleine Abtheilung Mannen. Zuerst ein einzelner Reiter, den gespannten Karabiner in der Faust, dann nach zweizig bis dreißig Schritten zwei andere, und diesen folgte wiederum in größerer Entfernung der Haupttrupp, an dessen Spitze der Befehlshaber Lieutenant von Selbig und der älteste Unteroffizier, der Einjährig-Freiwillige Ernst Waldeck, ritten.

„Wahrung dieses Volkes,“ sagte ersterer ernst, „sich dem eifernden Fuße der Weltgeschichte in den Weg zu werfen! Arme, verlebende Menschen, die in ihren Schloß auf Schlag erfolgenden Niederlagen nicht die Strafe Gottes für ihre Unselbst und Hoffart erkennen wollen!“

„Waldeck nicht.“

„Eine gerechte zwar, aber auch harte Strafe!“ erwiderte er langsam. „Möchten derartige Mittel doch erst aus dem göttlichen Gesetzbuche verschwinden sein! Jeder Krieg, sei er selbst der gütigste, bleibt stets etwas Widerwärtiges, Unnatürliches.“

Der Lieutenant suchte die Köpfe.

leicht Hand in Hand mit ihm! Ich gebe zu, auf den ersten Blick heißt es noch Bitterpolitik aus dem gemeinsamen Feinde gegenüber, aber es liegt doch die Idee darin, den wirklichen Feind der allgemeinen Friedens unschädlich zu machen. Und diese Idee braucht nur zu der allgemeinen, der ganzen Menschheit gemeinsamen gemacht zu werden, und das hohe Ziel ist erreicht!“

Die Spitze des kleinen Auges war an einem Vorsprung des Waldes angekommen und machte plötzlich Halt. Einer der Reiter kam im Galopp zu dem Haupttrupp zurück.

„Was giebt's, Gefreiter Borchert?“ rief der Offizier, ihm entgegenkommend.

„Waldung von der Spitze!“ kaportirte jener. „Auf der Straße nach Le Mans vor uns bewegen sich dunkle Gestalten. Nicht zu unterscheiden, ob Freund oder Feind!“

Der Lieutenant warf durch seinen Krimitischer einen schnellen Blick zu der Chauffee hinüber.

„Es ist bereits zu dunkel!“ murmelte er dann achselzuckend und winkte Ernst zu sich heran. „Unteroffizier Waldeck,“ sagte er in streng dienstlichem Tone, „Sie mit zwei Mann rechte Seitenpatrouille bis zur Straße. Doch mit größter Vorsicht! Es wäre möglich, daß wir feindselige Truppenkörper vor uns haben. Ein Gesicht ist unter allen Umständen zu vermeiden; besonders dürfen Sie nicht schliefen lassen. Unsere Vorposten sollen nicht unnötig alarmirt werden. Nach den Nebenmächten der letzten Tage haben die Leute Ruhe nötig. Also noch einmal — Vorsicht und Wachsamkeit! Gott beschütze mich weiter.“

Sie schleppte sich bis zu dem nächsten Baume am Strophenrande und schlammerte den Stamm mit ihren starrenden Händen, ohne zu fühlen, daß dieselben an der eisumhüllten Rinde erstarren. Aus angestrichelt weitgeöffneten Augen blickte sie zu den beiden Männern zurück, welche sie verfolgten. Näher und näher!

Wolfslicht horchte sie auf. War das nicht Wulfschlag gewesen! Und die beiden hinter ihr waren ihnen geblieben.

„Lustig!“ hörte sie dann den einen flüstern. „So weit sind die Wulfschiffe noch nicht vor. Sag uns lieber nach der Meinen leben, die so gut laufen konnte.“

„Ja,“ sagte er, auf das Mädchen deutend, „so ist sie!“

Der andere loderte mit kurzem Aufschauen, während sie näher kamen, das breite Messer, welches er in seiner Ceinture trug. Zeeme veruchte sich aufzurufen. Aber sie hatte noch nicht zwei Schritte gethan, als sie sich von einer rauhen Hand gepackt fühlte. Halb ohnmächtig sank sie in den Schnee. Ein wildes, lebensgefährliches Gesicht beugte sich über sie.

„Eine Schönheit ersten Ranges, Bapfite!“ fuhr der Ströcher erklamt auf. Er schaltete mit der Zunge, daß es Zeeme mit brennender Hitze ins Gesicht fiel.

„Und Obringe und Umbänder hat sie!“ flüsterte Bapfite.

„Vraiment! Ein Scharal bei den schlechten Zeiten! Und eine schwere Last, wenn man's nicht ein wenig erleichtert!“

Er riß an den Obring, daß Zeeme in jähem Schmerz aufstammelte und einen gelenden Schrei ausstieß.

„Diab! Sie wird uns noch jemand auf den Hals loden!“

Der andere fiel ihm in den Arm. „Nicht hoch, Bapfite! Es wäre zu schade um das schöne Mädchen!“ lachte er. „Die gebührt mir!“

Seine Hand legte sich erstickend auf Zeemes Mund.

„Weinwegen,“ murzte Bapfite. „Also halpport! Du das Weib, und ich...“ Er vollendete nicht. In gewaltigen Sägen

kam es fernher über den Schnee, dunkle Reitergestalten mit wackelnden Mänteln und klatternden Hühnen.

„Les ulans!“ rief Waldeck auf und warf sich über die Straße hinweg auf die tief verschneiten Fieber, wohin ihm die Reiter nicht folgen konnten.

Des andern Hand gab den Mund des jungen Mädchens frei und suchte es mit sich fortzuführen. Zeeme widerstand, ein bestiger Kampf entspann sich zwischen dem starken Manne und dem zarten Weibe, bis der Glende sie von sich ließ, daß sie wieder zu Boden taumelte.

„Va canaille!“ Inrifsste er, und das Messer in seiner Hand blühte auf.

Sie schloß die Augen, um nicht hinsinken zu müssen. Und dann — plötzlich überleerte es ihr das Gesicht, seltsam leucht und warm... ein dumpfer Hall... ein blendender Lichtstrahl suchte empor... sie sank beunruhigtes gerück.

Und das Weibe, was sie geliebt hatte und was sie mit hinübernehmen wie im dumpfen, beängstigenden Traum, war ein fremdes, schönes Männermännchen, umhüllt vom blondem Haar, mit großen dunklen Augen, die sich forschend in die ihren senkten...

Zwei Tage später.

Auch über Beauville hatte der Kriegsgott seine Fadel gesenkt. Ein langer, hartnäckiger, erbittert bin und her wogender Kampf war's gewesen, Haus um Haus, Mauer um Mauer, Graben um Graben mußten genommen werden, bis der verdächtige Feind auch den letzten Stein jezt nahm.

Und nun erhoben sich draußen vor dem Thore ein paar langgestreckte braune Erdhügel aus der weichen Schneedecke der Fieber, da, wo der eiserne Schritt des scharfgeschlammigen Gemüths unentwehrt gelassen hatte, und eine aneinandergeschmiegt im süßen Schöße der Erzeugerin Erde ruhten da die tothen Gebeine des Streit'es, geliehen auch hier nach Lösung und Selbstschreit wie im Leben — wie Frankreich! — wie Deutschland!

Das Dorf selbst, einst die Wohlthat der Lebenden, glich nun einem großen Grabe. Von hien Abgaleiten der Gesühde gerichmittene, von Hoffesfüßen verstampfte Straßen, deren aufgewühlte Erdmassen zusammen mit dem von Gluth der Feuersbrunst geschmolzenen Schnee ein graues, schmutzschlammiges Gemisch bildeten; darüber hin zerstreut blühige und zerlegte Konstruktions, zerbrochene Wäffen und starke Felleidelen zwischen gelochdurchlöcherter, vom Feuer verwiterten Wohnungen, aus deren langsam weitererschmelzenden Trümmerresten ein stücker, graublicher Dunst aufstieg, der mit seinem stierenden Schwaden diesem unheimlich schwinen Wilde der Ruhe in der Verächtlich einen seltsamen, fast gelpenigen Schein von Leben verlieh!

Wie der tothe Leib eines Kleinen lagen die Gebäude der großen Spinnerei abseits vom Dorfe, welche jedoch merkwürdigerweise vom Kampfe gänzlich verschont geblieben waren. Hier die Wohlthun des Stabilitäments, die Spinn- und Webstühle arbeiteten nicht mehr wie früher in emsigem Tag, Nacht und Nacht — Staubbedekt und träge standen sie inmitten der großen Eise, und gerieben in alle Winde war die Schaar friedlicher Arbeiter, von deren munterem Treiben noch vor kurzem die weiten Hallen widerklangen — verlobten.

Niemand fragte und niemand wußte wohin!

„Niemand fragte und niemand wußte wohin!“ in einem der gegen den eifigen Hauch des Windes geschützten Gänge des Parkes auf und nieder, welcher das Wohnhaus ihres Vaters auf drei Seiten umgab und in seiner wildromantischen Anlage fast direkt in den großen, schwer zugänglichen Wald anstieß.

(Fortf. folgt.)

### Bunte Zeitung.

Die deutsche Ministerresidentur in Bangkok. Wir hatten nach der Köln. Ztg. einen Brief von Otto E. Eblers an Georg Schneidmuth wiedergegeben, welcher die wenig angemessenen Zustände in dem von dem kaiserlichen Ministerresidenten in Bangkok bewohnten Hause schildert. Wie die Nord. Allgem. Ztg. aus guter Quelle erfährt, ist ein Verlebenshause für die kaiserliche Ministerresidentur in Bangkok bisher nicht vorhanden, sondern das betreffende Haus von dem Ministerresidenten persönlich gemietet. Bei dem schlechten Zustande dieses Hauses und dem völligen Mangel anderer für Europäer geeigneter Miethshäuser ist seitens des Auswärtigen Amtes bereits seit längerer Zeit der Erwerb eines eignen Gebäudes für die Ministerresidentur in Aussicht genommen und die Ministerresidentur veranlaßt worden, Vor schläge wegen Erwerbes eines als Verlebenshause geeigneten Hauses zu machen. Bezügliche Vor schläge und dem Berechnen nach in diesem Sommer eingegangen und unterliegen der Prüfung der zuständigen Stelle.

Aufgaben französischer Romane. Zola's „Débâcle“ hat jezt 120. Auflage erreicht, in weniger als drei Monaten wurden also von dem Romane 120,000 Exemplare abgesetzt. Das ist ein großer Erfolg, aber die Geschichte des französischen Buch-

handels kennt bedeutend größere. George Dumas's „Hüttenbesitzer“ hat bereits 260 Auflagen erlebt. Aber die heutigen Tagesgrößen sind, was die Auflage ihrer Werke angeht, wahre Giganten im Vergleich mit einigen Romanschriststellern der vorangegangenen Generation. Da ist z. B. Alexandre Dumas Vater, der mit seinen 300 Büchern noch immer an der Spitze des französischen Buchhandels markirt, und dessen Erfolg noch lange nicht zu sein scheint. Die drei Wäfflerer — allein werden jährlich noch 10,000 Exemplare gedruckt; sie haben nun in Grönung, daß „Monte Christi“, „Ravennin Margot“, die „Memoiren eines Arztes“, und die andern großen literarischen Romane von Dumas eine regelmäßige Auflage von jährlich 5000—6000 Exemplaren haben, so wird man angefaßt der Zahl der Exemplare von dem Romane des berühmten Schriftstellers, die noch heute in Frankreich und in Ausland verfaßt werden, von hienüber Bewunderung ergriffen. Alexandre Dumas Sohn besitzt jährlich noch immer mehr als 50,000 Fres. Heute als Erbe der Vaterrechte seines Vaters. Einer gleichen Beliebtheit beim Lesepublikum wie Dumas können sich nur noch zwei Schriftsteller rühmen: Alphonse Karr mit seinem „Unter den Linden“ und Henry Murger mit seinem „Vie de Bohème“; diese beiden Werke werden jährlich in 10,000 Exemplaren aufgelegt. Von letzter's gehändigt, „Théâtre“ werden jährlich 40,000 Bände verkauft.

